

Des Büchleins Bestimmung

ist einfach und klar. — Der Verfasser beabsichtigt durch ungeschmückte Veröffentlichung einzelner Vorfälle, welche sich bei den verschiedenen, jüngst stattgefundenen Festlichkeiten ereigneten, eine Characterskizze des heutigen Wiens zu liefern.

Es gibt zwei mächtige Hebel, welche des Menschen Herz und Gemüth jedem Eindruck von außen her öffnen, und so den Menschen selbst in seiner wahren inneren Gestalt vor aller Welt erscheinen lassen. — Diese beiden Hebel sind: die Freude und der Schmerz. —

In jüngst verflossenen Tagen war's die Freude, welche den Wienern wieder einmal das Herz öffnete, und sie in ihrer wahren Gestalt, als herzensgute, biedere, wohlthätige und lebenslustige Leute vor den Augen der Welt erglänzen ließ. —

Wer hat ihm beigewohnt, dem Einzug der lebenswürdigen, erhabenen Braut des Kaisers, und hätte nicht gleich mir gesehen und gefühlt, wie Allen das Herz weit aufging in Liebe und Verehrung und Vertrauen? — Ganz Wien war eine Stinkne, und die sprach: „Sie ist ein Engel!“

Die Wonne, die aus Ihren schönen Zügen strahlte, riß mit namenlosem Zauber Alles mit sich fort, und Aller Herzen theilten dies Gefühl. So viel steht fest, die Wiener lieben sie, verehren ihre reizend schöne, jugendliche Landesmutter, und diese Liebe und Verehrung hat Sie sich erworben im ersten Augenblicke des Erscheinens.

Herzen, die sich so schnell und so begeistert einer edlen,

im Zauberglanz der Jugend, der Unschuld und des Glückes strahlenden Erscheinung zuwenden, müssen gute, jedem edleren Gefühl stets offene Herzen sein; und ich behaupte nicht zu viel, wenn ich dies — nach Beurtheilung dieses Falles — von den Herzen der Wiener behaupte.

Der allgemeine Frohsinn, begünstigt durch die von der Gemeindeverwaltung mit aller Splendiddität arrangirten Lustbarkeiten, schuf eine Festwoche für ganz Wien, an welcher auch der Aermste theilgenommen, und deren Angedenken in den Herzen der Wiener fortleben, und sich erhalten wird bis auf die späteste Nachkommenschaft.

Bei solcher Gelegenheit nun, kann es der Charakteristiker sich nicht versagen, im reichen Felde der Beobachtung zu sammeln, das Verdammliche zu strafen, das Edle zu erheben und das Ergößliche zur allgemeinen Freude mitzutheilen; — und dies geschieht hiermit. — Ich fange an und schildre

eine Witwe, die sich selber foppt!

Die theuren Fenster! — so hörte man bereits die längste Zeit, bevor die Festlichkeiten ihren Anfang nahmen, klagen. — Am Kohlmarkt, Graben u. s. w. sechzig Gulden — für ein Fenster, — das war billig! — Und doch gab's Leute, welche höher spekulirten und ihre Fenster erst im letzten Augenblicke zu fabelhaften Preisen überließen. Daß auf der Liste dieser Leute auch ein Börsenspekulant erscheint, mag Zufall sein; — doch ist es so! — Den Meisten gelang der Coup, doch nicht Allen, und unter diesen Letztern ganz besonders einer jungen Witwe nicht, die lange Zeit — man verzeihe mir den Vergleich — wie weiland Bileams Esel zwischen zwei gleichlockenden Heubündeln gestanden hatte, ehe

sie sich entschied. — Diese Heubündel nämlich bestanden
 einerseits in einem äußerst liebenswürdigen „zutraulichen“
 Zimmerherrn, welcher ein Zimmer mit der Aussicht auf die
 Straße bereits drei Jahre bewohnte, — andererseits aus
 hundert Gulden, welche ihr für Ueberlassung der zwei Fen-
 ster jenes Zimmers, welches der Liebenswürdige bewohnte,
 geboten wurden. — Hundert Gulden! großes Wort
 — — Jedoch der Zimmerherr war auch was werth. —
 Die Witwe begann die Sache auf diplomatischem Wege zu
 bearbeiten und trat in Unterhandlung mit dem Zimmerherrn,
 indem sie ihn ganz unbefangen um die Freundschaft bat, ihr
 seine Fenster während des Einzuges für eine bekannte
 Familie zu überlassen, — sie werde andererseits auch wie-
 derum zu Diensten stehen. — Der Zimmerherr warf sehr
 bedenklich ein, daß er die Fenster seines Zimmers schon
 vermietet habe. — Die Witwe fand das sonderbar, —
 da er nicht wissen könne, ob er das Zimmer auch zu jener
 Zeit noch sein nennen könne? — Der Zimmerherr: „wie
 so?“ — Die Witwe: „weil Sie in vierzehn Tagen ihr Mo-
 natszimmer räumen müssen, wenn Sie es nicht vorziehen
 auf die Fenster zu verzichten!“ — Und aus war's mit der
 Liebe und der Freundschaft! die hundert Gulden hatten schnell
 gewirkt! — Der Zimmerherr zog aus! — das rechte Bündel
 war gewählt! — Nun aber hatte leider die Parthei, welche
 früher um die Fenster warb, sich während der Verhandlung
 anderweitig billiger versehen. — Die Witwe aber, die
 bereits den „Hunderter“ im Geist gesehen, wollte nicht mehr
 von ihm lassen. Man bot ihr fünfzig, sechzig Gulden! —
 nichts! — sie dachte: aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und
 ganz zuletzt kommt doch gewiß noch Einer der nirgend an-

derswo ein Fenster kriegt — und der schwißt mit Vergnügen dann den „Hunderter!“ Gesagt, gethan! — Den letzten Tag las man im Fremdenblatte: „Zwei Fenster sind noch zu verlassen, Stadt, No. . . . u. s. w.“ — Niemand kam. — Die Witwe lag den ganzen Tag im Fenster, und schaute rechts und links — doch Niemand kam; Niemand — als der Zimmerherr, der auf der Straße stehen blieb, und ihr viel Vergnügen wünschte. — Jetzt sitzt sie da, und hat sich selbst gefoppt — um hundert Gulden — und um einen raren Zimmerherrn! — Vielleicht ist sie ein nächstes Mal geschaidter! —

Einen recht guten Spas

lieferte ein Schustermeister auf der Wieden. — Der saß beim „goldenen Kreuz“ mit seinen Freunden, und schimpfte wacker auf die Leute, die sich ihre Fenster gar so hoch bezahlen lassen. Dabei vermaß er sich hoch und theuer, als lobenswerthen Gegensatz zu Jenen, seine Fenster in einem Hause, wo der Zug vorbeipassiren müsse, im 1. Stock — das Stück für einen Gulden zu vermiethen. — Ein Freund von ihm ging gleich den Handel ein. Das Handgeld ward gezahlt, und extra ein Maß Wein. — Es kam der Tag, der heißersehute, mit ihm des Schustermeisters Freund mit Töchtern, Godeln und Verwandten. — Der Schustermeister führte sie ganz freundlich an die Fenster. Die Fenster waren breit, geräumig; die Scheiben hell gepußt — nur ging die Aussicht — in den Hof hinaus. — Man kann sich die Gesichter denken! — Der Schustermeister sagte: das sind meine Fenster! die hab' ich vermiethet! — Nach der Aussicht hat kein Mensch gefragt! — — „Ja, aber das

versteht sich ja von selbst! — — Larifari! — Geh'n wir halt hinab! — da seh'n wir's auch und ohne Geld! — Sie wollten Fenster miethen — theures Geld ausgeben — und morgen hätte es Ihnen doch gefehlt! — Wir kennen uns! — Lassen wir das Leuten über, die's thun können! — Es freut mich nur, daß ich Ihnen davon abgehalten hab'! — und dadrum keine Feindschaft. — Die Gesellschaft ging hinab, hat nahe an der „Elisabethbrücke“ die holde Kaiserbraut ganz in der Nähe und weit besser als es vom Fenster aus wär' möglich gewesen, gesehen — und nachmals noch recht herzlich über diese Fenstergeschichte gelacht.

Na besser ist's und bleibt's, man lacht sich selber aus, als man wird ausgelacht, das ist bei Weitem ärgerlicher, das! — und

so ging's einer Dame.

Diese Schöne war offenbar Eine von Denjenigen, welche es für einen Verstoß gegen den guten Ton halten, irgendwo zu rechter Zeit sich einzufinden; — die im Theater, im Concert stets nach dem Anfang kommen, ihr Sitzbillet abgeben, und ehe sie auf ihren Platz gelangen, hundert Leute stören. — Gewöhnlich erscheinen dergleichen Damen immer in der glänzendsten Toilette, und man will behaupten, sie kämen nur deshalb immer und überall zu spät, um durch die Störung' Aller Blicke auf sich zu lenken. — Na, diesmal hatte die Dame sich verrechnet. — Es war bereits halb vier Uhr vorüber, als sie geschminkt, gesalbt und parfümirt, bewaffnet mit Operngucker und Lorgnette, in der rechten Hand ein Tribünenbillet hoch empor haltend, sich vis à vis dem Freihaus durch die Massen durchzudrängen

fuchte. — Die Toilette hatte bereits sehr stark gelitten. — —
 „Erlauben Sie! ich muß auf die Tribune!“ — „Wird nicht
 mehr möglich sein!“ — „Ich muß dahin! — ich hab' ja
 ein Billet!“ — „Erlauben Sie! — es wird's nicht thun!
 Sie hätten früher kommen sollen!“ — „Was früher!
 machen Sie nur Platz!“ — „Wir können nicht! wir
 steh'n ja selbst wie eingepreßt!“ — „Um Gotteswillen aber,
 das Billet, es kostet mich zehn Gulden! und in der ersten Reihe
 drüben, hab' ich den schönsten Sitz! — lassen Sie mich
 durch!“ — „Na, so probiren Sie!“ — Die Dame schwitzte,
 keuchte! „Lassen Sie mich durch! ich habe ein Billet!“ —
 Vergebens! — die Toilette war zuletzt ganz derangirt —
 der Hut verdrückt, der Schleier abgerissen, die Dame schrie
 noch immer: „ich muß durch, ich hab' ja ein Billet!“ —
 Da plötzlich läuteten die Glocken, krachte der erste Schuß von
 der Bastei herab. — Allgemeine Bewegung! — Die Massen
 drängten sich zusammen zur dichten Mauer. — Adieu Tribu-
 nenplatz! — Die Holde sah wohl ein, daß nicht mehr durch-
 zubringen war, und jammerte, fest in die Massen eingekellt,
 nur immerdar um ihr Billet, was sie sich hoffentlich zu Hause
 als warnendes Merkzeichen aufgestellt haben wird, in
 ähnlichen Fällen nicht wieder zu spät zu erscheinen.

Weit früher hatte sich ganz in der Nähe

ein Mann mit einer wandernden Tribune
 eingefunden. — Es wird ja Jedermann bekannt sein, daß ein
 Tischlermeister, acht bis zwölf Zoll hohe Holzüberschuhe ver-
 fertigt hatte, in welchen stehend man komod über die Menge
 hinwegsehen könne. — Diese Holzschuhe führten den Titel
 „wandernde Tribunen.“ Der gute Mann, in unserer Nähe,

der diese wandernde Tribune an den Füßen hatte, stand bereits seit Mittag fest an seinem Plaze, und balancirte, komisch genug, nach jedem Stoß, den er zufällig erhielt, um sich aufrecht zu erhalten, da er stets in Gefahr schwebte, das Gleichgewicht zu verlieren. — Nach Verlauf von zwei Stunden schien ihn seine Tribune an den Füßen doch zu sehr zu belästigen. Er nahm sie herab und hielt sie in den Händen. — Später als der Andrang plötzlich so bedeutend wurde, daß Jedermann wie eingepreßt am Plaze stand, sah ich unsern Tribunenmann vergebliche Anstrengungen machen um so viel Raum zu gewinnen, sich seine Tribune wieder unterzulegen. Er stand während des Festzuges trostlos auf den Fußspitzen um über die Andern hinwegzusehen, und hielt seine wandernde Tribune in der Hand. —

Eine rührende Scene,

welche sich beim Einzuge der hohen Braut in der Kärnthnerstraße zutrug und leider nur den Nächststehenden bemerkbar werden konnte, darf ich nicht übergehen. — Im ersten Stockwerk eines reichgeschmückten Hauses der Kärnthnerstraße nämlich, stand eine Dame und hielt auf ihren Armen ein wunderliebliches, höchstens $1\frac{1}{2}$ Jahr altes, weißgekleidetes Kindchen, welches den nahenden Prachtwagen mit eifrigem Buschhändchen begrüßte und Blumen hinabwarf. — Der hohen Braut war dieser zarte Willkommensgruß des Kindchens nicht entgangen, Sie nickte freundlich hinauf und eine Thräne der Rührung erglänzte in Ihrem Auge, wie in den Augen aller Umstehenden, welchen das Glück die Gelegenheit geboten hatte, diese herrliche Empfangsscene beobachten zu können. —

Die allgemeine Theilnahme am Glück des hohen Brautpaares gab sich außer den tausendstimmigen Freudenrufen beim Einzuge, auch noch besonders an diesem Tage durch freiwillige

Wohlthätigkeits Akte

der Begüterteren kund. — Viele Fabrikanten spendeten namhafte Summen an ihre Arbeiter.

Großhändler und wohlhabende Bürger steuerten zur Sammlung der Gelder bei, welche zur Ausstattung armer aber braver Bürgerstöchter bestimmt wurden. — Ein Schneidermeister in der Stadt, theilte den für Vermiethung seiner Fenster erhaltenen Betrag als Festgeschenk unter seine zahlreichen Gesellen; — ja, es ist bekannt geworden, daß ein Hausherr in der Leopoldstadt drei armen Zinspartheien die rückständigen Beträge an diesem Tage erließ. — Nur eine Hausfrau auf der Landstrasse, ließ in dieser Zeit auf einmal fünf Partheien, welche nur mit dem laufenden Zins im Rückstande waren, pfänden. Ein solches Betragen bedarf weiter keines Commentars, man darf es nur einfach der Welt erzählen, um das gebührende Verdammungsurtheil darüber zu erlangen. —

Ich gehe jetzt über

zur Beleuchtung,

Wie bei derselben die Mengen durch die Straßen wogten, weiß ein Jeder. Die Hauptstrassen und Plätze der inneren Stadt, wohin sich Alles drängte, um die wahrhaft feenhaftige Beleuchtung zu bewundern, waren buchstäblich

vollgepfropft mit Menschen. Es war nicht möglich auch nur einen halben Schritt auf gewöhnliche Weise vorwärts zu thun, man wurde in der engsten Bedeutung des Wortes fortgeschoben. — Und dennoch nirgends ein Unglück, nirgends — kleine Carambolagen ausgenommen — eine Unordnung, eine Ruhestörung.

Es war das einzig und allein der weisen Maßregel unserer thätigen und umsichtigen Polizeibehörde zu verdanken, welche die Unordnung getroffen hatte, daß die Passage in zwei Hälften angewiesen wurde, die eine für die Hin-, die andere für die Herwärts Passirenden, so daß unmöglich eine Gegenströmung stattfinden konnte. — Es war bei früher stattgehabten Beleuchtungen mitunter, besonders an manchen engeren Stellen die Passage fast lebensgefährlich zu nennen; dießmal bewegte sich Alles in den Straßen weit ungehinderter; die Menge traf auf keinen Widerstand, und hielt, den großen Vortheil der getroffenen Einrichtung erkennend, selbst auf strengste Ordnung. Jeder „Gegenströmende“ wurde unerbittlich zurückgewiesen.

Zudem war, durch eine nicht genug zu lobende Verfügung bestimmt, daß an diesem Abende durchaus keine anderen als die zum allerhöchsten Hofe gehörigen Equipagen die Straßen durchfahren durften; und die hohen Herrschaften fanden sich mit Vergnügen drein. Ich begegnete dem Grafen S. . . ., welcher lachend zu seinem Gefährten äußerte: „Na also! — zu Fuß thut sich's auch! und ist am Ende noch bequemer!“

Daß sich einige sehr jugendliche passionirte Raucher, mitten im größten Gedränge der glimmenden Cigarre nicht begeben wollten, konnte keine besondere Störung hervorrufen; sie wurden ihnen regelmäßig weggenommen und verlöscht.

Ebenso wurde in der Bischofsgasse ein nasenweises Bürschchen, welches sich in seinem reisenden Vorwärtstreben an einem Herrn und einer Dame brutal verging, vom zunächststehenden Publikum eben so solid als derb zurechtgewiesen, und die Sache war ohne weitere Störung abgemacht.

Gegen neun Uhr erschienen Sr. Majestät an der Seite Höchstseiner reizenden Gemahlin, im offenen Wagen, und wurden mit einem Jubel begrüßt, der sich bis zum Enthusiasmus steigerte.

Dies freundliche, offene, vertrauende Entgegenkommen, dieses so herzliche, anspruchslöse, man möchte sagen bürgerliche Erscheinen, mitten unter allem Volke riß unwiderstehlich Alles hin. — Das Glück Sr. Majestät wurde in diesem Augenblicke zur Herzenssache des ganzen Volkes; und als die Nächststehenden bemerkten, wie sich die Mutter der hohen Braut Thränen der Rührung aus den Augen wischte — blieb kein Auge trocken, und die enthusiastischen Jubelrufe wollten kein Ende nehmen. — Noch Nachts zwei Uhr wogte die Menge, welche für heute den Schlaf vergessen zu haben schien, durch die hellerleuchteten Straßen.

Das nächste Zusammenströmen des ganzen Volkes fand den auf die Beleuchtung folgenden Samstag,

zum Praterfeste

statt, und ich gehe mit Vergnügen daran, einige komische Situationen dieses wahrhaft großartigen Volksfestes zu schildern.

Das Fest im Prater, wurde von den Veranstaltern desselben, den Vertretern der Gemeinde Wiens, mit dem Titel „Volksfest“ benannt. Und in der That, es war er =

freulich zu beobachten, wie der immer mehr überhandnehmende Frohsinn hier, Arm und Reich, Hoch und Nieder zu einem fröhlichen Zwecke vereinigte.

Auf der großen Praterwiese links der reich und höchst geschmackvoll decorirten Hauptallee, standen Hunderte von Menschen im weiten Kreise um einen hölzernen Verschlag gruppiert, aus welchem sich in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgend die possirlichsten Figuren in die Lüfte erheben. — Am Meisten wurde da gelacht über die zur Höhe steigenden Männer, Schwimmer und Bajazzo's, und man bemerkte unter den herzlichen Lachern nicht nur etwa Kinder und lebenslustige Jünglinge, nein, man sah die ernsthaftesten Männer und die sonst vielleicht griesgrämigsten Greise in den allgemeinen Lach-Chor mit einstimmen. — Bei der Gelegenheit hörten wir die

treffende Bemerkung

ausprechen, daß es jedenfalls sehr leichte Waare sein müsse, welche man ohne Umstände, vor aller Welt so trefflich steigen lassen könne. — Ein Anderer meinte: — „Herr! Poß Sapperment! wenn das jetzt Aktien wären, die so steigen, — die ganzen Börsianer flögen ihnen nach!“ —

Wir wendeten uns von dort die Hauptallee entlang, und dann links ab dem Feuerwerksplatze zu, und gelangten auf diesem Wege zu einem improvisirten Tanzsalon, wo das Lanner'sche Orchester so eben herz- und fußerhebende Walzer spielte, welche mit der Melodie der Volkshymne endeten, und stürmisch zur Wiederholung verlangt wurden. — Man mußte sich wacker durcharbeiten, um bis zum Tanzsalon selbst zu gelangen. Aber es lohnte sich für den

Beobachter wohl der Mühe. — Man sah dort neben zierlich aufgeputzten Damen und eleganten Herren mit weißen Glacehandschuhen angethan, auch einen stämmigen Hausknecht mit nerviger, beschwielter Brust, mit seiner bekopfsüchelsten Dirne sich im Kreise drehen, die wohl bis jetzt noch nie nach den lieblichen melodischen Weisen eines Lanner gewalzt hatte. Die Schranken der Convenienz waren gefallen; — der Frohsinn hatte Alles brüderlich vereint.

Von hier wendeten wir uns zunächst dem sogenannten „Wurstelprater“ zu, um einige Erfrischungen einzunehmen, und machten hier die traurige Entdeckung daß unter so viel heiterem und splendidem Volke auch ein Theil

schmuziges Volk

anzutreffen war. — Mehrere Hüttenbesitzer und Gastwirthe des Wurstelpraters nämlich, hatten an diesem Tage den Preis der Speisen um ein Drittheil, und den Preis der Getränke um eben so viel erhöht, so daß das Maß „Lagerbier“ mit 20 fr., sage zwanzig Kreuzer C. M. bezahlt werden mußte. — Diese Preiserhöhung geschah noch dazu auf folgende unverschämte Weise. Auf dem Speiszettel stand: „Lagerbier mit 16 fr. — Märzenbier mit 20 fr.“ angeführt. Wer nun immer eine „Salbe“ anschaffte, mußte dafür ohne Weiteres 10 fr. bezahlen. Ein gemüthlicher Wiener neben uns, welcher „Lager“ angeschafft hatte, und „Märzen“ zahlen sollte, hatte folgendes

höchst ergößliches Zweigespräch mit einem Kellner.

Wiener. Ich hab' amal laut und deutlich „Lager“

angeschafft, und zahl' nix anders als was ich hab' trinken wollen! — Schau Kerl! — Hättest mir ja auf die Art auch können ein' Champagner bringen, ob ich hätt' wollen oder nit?

Kellner. Ja ich bitt' Ew. Gnaden. — Heut hab'n wir nur a (ein) Bier und das kost't 20 fr. — Gehn's eini fragen! —

Wiener. Na, und was is dös also für a Bier? —

Kellner. Weiß nit! — Glaub' a „Lager.“ —

Wiener. Na, siehst' d's Lump! — Banst mir's jetzt glei gestehst, daß Ihr die Leute heute schön ürt, so kriegst' die 20 fr. — Was? —

Kellner. Na ja! s' is halt amal a Ausnahm' heut! —

Wiener. Na, das wollt' ich nur wissen! — da hast 20 fr. — jetzt fahr ab! —

Gemüthlicher kann man Niemanden fassen. — Ich aber finde daß die Wirthe, welche das gethan haben, an dem Tage, wo ohnehin der Zuspruch, mithin auch der Verdienst zehnmal so bedeutend war als an andern Tagen, für solche Handlungsweise gar nicht zu rechtfertigen sind, und ohne Weiteres ein „Volk“ im Volke, nämlich ein „schmutziges Volk“ gebildet haben. —

Einer originellen Scene,

welche sich etwas später als die obenangeführte an einer der zahlreichen „Wurstelbuden“ ereignete, kann ich hier nicht unerwähnt lassen. —

Es hatte sich dort eine Menge Kinder um den possirlichen, mit seiner „Britsche“ Alles todtschlagenden „Wurstel“, geschaart, welcher plötzlich, als er eben mit dem unvermeidlichen „Juden“ raufte, die Frage aufwarf: „Soll ich ihn todt-

schlagen?" — Die Kinder wie aus einem Munde: „Ja, ja, ja, ja! — Und der Wurstel schlug ihn unter allgemeinem Gejauchze nieder. — Gleich d'rauf schleppte er ein kleines Kaninchen — (sogenannten Könighasen) herein, und nachdem er lange Zeit mit ihm herumexercirt hatte, frug er wieder: „Soll ich ihn jetzt todtschlagen?“ Die Kinder wie aus einem Munde: „Nein, nein, nein, nein!“ — Jedenfalls lag der Unterschied des Begehres darin, daß der Jude nur von Holz, der „Könighasen“ aber lebendig war; die Situation jedoch war äußerst komisch. —

Als wir zwischen acht und neun Uhr wieder in die Hauptallee gelangten, beglückten soeben Se. Majestät an der Seite Höchstseiner Gemahlin das im Prater versammelte Volk zum zweiten Male mit Höchstihrem Besuch. — Die enthusiastischen Jubelrufe wollten kein Ende nehmen.

Gegen Mitternacht wurden die Lampen gelöscht — die Festbesucher pilgerten Kopf an Kopf gedrängt die Jägerzeile hinauf, der heimathlichen Ruhestätten zu. — Nur einige der Allerfröhlichsten konnten sich noch immer nicht von dem gemüthlichen Plaze des Vergnügens trennen. —

Unter diesen war auch ein — soviel ich bemerken konnte — sonst sehr geplagter Ehemann, — in Begleitung der theuren Hälfte. — Der Gute hatte offenbar über Durst getrunken, denn als man sich endlich gegen drei Uhr Morgens zum Heimweg anschickte, wollten ihm die sonst gehorsamen Beine durchaus den Dienst versagen. — Die Gemahlin war indes lustig und guter Dinge, und nahm manchen derben Spasß des frohgelaunten Eheherrn geduldig hin. — Da er durchaus begehrt sich in sie einzuhängen, sagte sie endlich etwas spiz: „na du wirst doch nicht begehren, daß ich dich

sammt Deinem Affen heimführen soll? " — — "Ich hab' dich auch sammt deinem Affen heimgeführt, wie ich dich vor sechs Jahren zum Weib genommen hab!" war die Antwort; und damit war's abgethan. —

Bei dem improvisirten Tanzsalon an der Hauptallee gab's

zum Schluß noch einen Hauptjur.

Die Frau Gemahlin, von einem zweiten Begleiter aufgefordert, wollte durchaus das Fest mit einem Tanz beschließen. — Leider aber fehlte das belebende Prinzip — die Musik. — Der Gemahl kurz resolvirt, erbot sich das Orchester vorzustellen, stieg hinauf zum Pult des Kapellmeisters, pfeiff aus Leibeskräften die Pechpolka, so gut sie Einer der selbst das "Pech" hat, zu viel getrunken zu haben, pfeifen kann, und freute sich halb närrisch daß er's endlich einmal so weit gebracht hatte, daß die Seinige "tanzen mußte" wie es ihm beliebig war "zu pfeifen". —